
PLATTENKRITIK UND TYPENSCHAU

Kleinteiliges und Naheliegendes zum (Gesellschafts-)Umbau

von CHRISTOPH EGGERSGLÜSS

Tomasz Lewandowski, Kunsthaus Raskolnikow e. V. (Hg.): *WBS 70 fünfzig Jahre danach*, Leipzig (Sphere Publishers) 2020

Arnold Bartetzky, Nicolas Karpf, Greta Paulsen (Hg.): *Architektur und Städtebau in der DDR – Stimmen und Erinnerungen aus vier Jahrzehnten*, Berlin (DOM Publishers) 2022

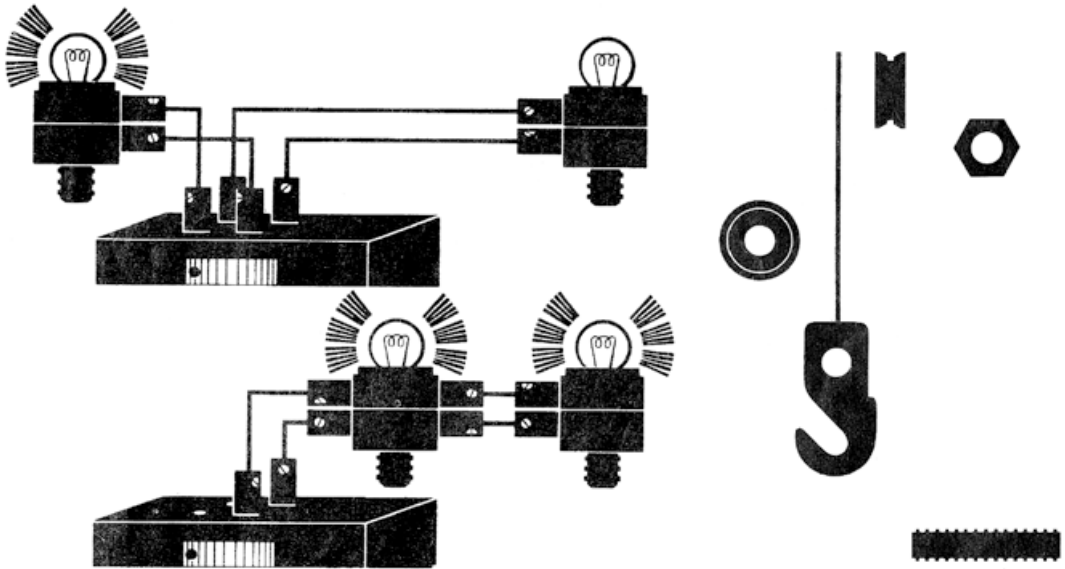
Matthias Brunner, Maren Harnack, Natalie Heger, Hans Jürgen Schmitz (Hg.): *Transformative Partizipation. Strategien für den Siedlungsbau der Nachkriegsmoderne*, Berlin (Jovis) 2021

Jens Casper, Luise Rellensmann (Hg.): *Das Garagenmanifest*, Zürich (Park Books) 2021

In einem Wohnriegel am Rand des Leipziger Kolonnenviertels findet sich in einer Küchenecke auf der von Tapete befreiten Platte der Nachweis ihrer Herkunft: ein «Qualitätspañ», der sie als «PWL Außenwand» auszeichnet, hergestellt vom Plattenwerk Leipzig. Darauf sind nicht nur die Nummer des Elements notiert («45531B/KC»), sondern auch Produktionseigenschaften und Fertigungsschritte: von «Betonmasse», «Herstellungsdatum 26.5.86», «Einbringung Kernbeton», «Dämmschicht», «Sichtfläche» bis hin zum «Fenster-einbau». All diese Zeilen sind neben Mengen und Daten mit den Namen der beteiligten Facharbeiter_innen

versehen, darunter «Zepe», «Wenzel», «Seidel», «Rode-wald» und wahrscheinlich «Rösler» (recht unleserlich). Darüber hängt eine Gardinenleiste, die in die vorhandenen Bohrlöcher passt: alles ausgemessen, standardisiert. Sie stammt von einer Hausauflösung im wenige Kilometer entfernten Leipzig-Grünau. Dahin verschlägt es Innenstädter_innen auf dem Weg an den Kulkwitzer See oder zum Impfen in den Freizeittreff *Völkerverständigung*.¹ Ähnliche Grundrisse wie die der Küche gibt es sicherlich auch in den Großtafelbauten Grünaus. 2016 waren diese Gegenstand wie Ort von Ausstellungen und Symposien.²

Seitdem sind einige Bücher dazugekommen, die sich dem Leben mit und zwischen den Platten im Sinne kulturwissenschaftlicher Architekturforschung widmen: Platte hat Konjunktur, zumindest auf dem Büchertisch. Sie nehmen mal soziologische, mal mehr kunsthistorische und architekturwissenschaftliche Perspektiven auf gebaute Umwelt ein. Vor dem konstruktionsgeschichtlichen Hintergrund verschränken sie Bauen als soziotechnisches Programm und Baukultur als «Politik der Platte» – nicht nur mit Blick auf Rahmenbedingungen und Logistik, Staatsapparat und Denkmalpflege, Kostenkalkül und Abriss, sondern auch auf Alltagsgeschichte: Die Fallstudien (*WBS 70* und *Transformative Partizipation*), Interviews (*Architektur und Städtebau in der DDR*) und Ortsbegehungen (*Garagenmanifest*) handeln von Infrastrukturen sowohl des Bauens als auch des Wohnens, spüren ihrem «Eigen-Sinn» (Alf Lüdtkke) nach.

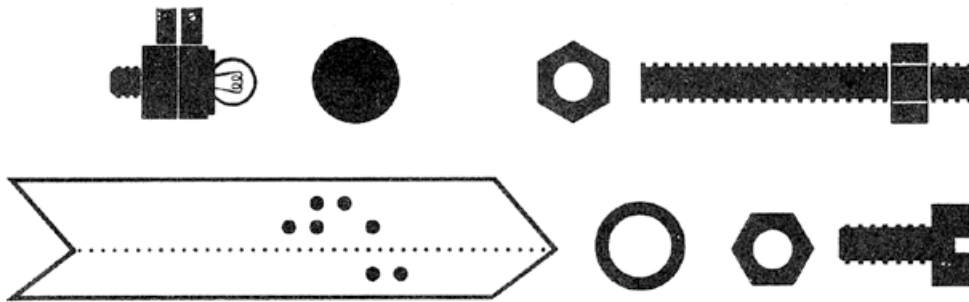


Das eingangs beschriebene Betonelement stammt aus der Spätphase der WBS 70 (Wohnungsbauserie 70).³ Kurz hieß sie noch *«System»*, bis dieser Begriff in Zeiten Honeckers missfiel. Dies erläutert WBS 70 *fünfzig Jahre danach*, eine Begleitpublikation zur Ausstellung *«Kunst.off Plattenbau»* des Dresdner Kunsthauses Raskolnikow (2020/21). Sie vergleicht Entwicklungen in der DDR und in Polen, z.B. Dresden und Gorbitz (Tanja Scheffler und Antje Kirsch) und Warszawa und Ursynów (Stefan Paruch), auch anhand der Bauserien (*«WBS70=|W70»*) selbst (Magdalena Kamińska). Es wird deutlich, dass nicht allein Normunterschiede eine Vereinigung der Systeme verhinderten.⁴ Erfolgreich war die WBS 70 durch Baueinheiten, die weniger in Segmenten als vielmehr in Modulen konzipiert waren: *«Um einen Erschließungsbaustein herum sollten Wohneinheiten beliebig angeordnet werden können. Daraus ergeben sich verschiedene Grundrisskonfigurationen, Gebäudeformen und städtebauliche Anwendungsmöglichkeiten»*, so Christopher Nickol (S. 12). Zudem sollten lokal-spezifische Typen der Baukombinate (Dessau, Dresden, Cottbus, Leipzig...) gerade bei Details (*«Erfurter Dach»*, Balkonabschlüsse u. ä.) zu einer gewissen Formenvielfalt führen.⁵

Unterbrochen werden die Aufsätze von Christine Starkes Bilderfolge des Dresdener Stadtteils Gorbitz von 1988/89. Sie stellt Innenansichten, wie sie u.a. in der *«Mustereinrichtung für eine WBS 70-Vierraumwohnung*

in Dresden-Gruna» auftauchen (S. 20), den jeweiligen Außenansichten und Versorgungseinrichtungen gegenüber. Eindrücklich sind die Familienporträts derer, die einmal das Glück oder die *«sozialen Voraussetzungen»* hatten (S. 43), eine dieser Vorzugswohnungen mit Fernwärme zugeteilt zu bekommen.⁶ Während Nickol seinen Beitrag zum Potenzial der Platte mit der Losung *«auf ewig in die Zukunft verschoben»* schließt (S. 21), was dem heutigen Arbeitsauftrag der Denkmalpflege entsprechen mag, gelingt es Niels-Christian Fritsche, wenngleich in einem etwas hektischen Rundumschlag, ein paar Fäden zusammenzuführen. Man hätte sich längere Ausführungen und mehr Archivmaterial gewünscht; diese Schlaglichter auf Vergangenheit und (gescheiterte) Zukunft – wie Tomasz Lewandowskis Überblick zum kommunistischen Stigma der Platte im heutigen Polen – wirken gerafft. Gleichwohl eignet sich der Band, um die einmal verschrienen *«Wohnregale»* als Lebensumstände, als gesellschaftliche Katalysatoren einer *«Sozialökologie des Wohnens»*⁷ zu begreifen. Heute dienen sie gar als Lupe der *«Transformationsgesellschaft»*, wie Steffen Mau andernorts über Lütten Klein (einen Ortsteil von Rostock) zusammenfasst:

Die *«Platte»* versammelte alle Schichten, alle Berufsgruppen und stellte durch die standardisierten Lebenslagen und die geringe Varianz der Lebensformen Kohäsion zwischen unterschiedlichen



sozialen Fraktionen her. Sie beseitigte Trennungslinien zwischen akademisch Qualifizierten, Facharbeitern, Angestellten sowie Un- und Angelernten und schuf ein schichtenübergreifendes «respektables Sozialmilieu».⁸

Der Interview-Band *Architektur und Städtebau in der DDR – Stimmen und Erinnerungen aus vier Jahrzehnten* wiederum beleuchtet die Hinterbühne des Baugeschehens in der DDR. Er bietet moderierte Gespräche, die Studierende am Institut für Kunstgeschichte der Universität Leipzig führten. Mit Fokus auf die «mündliche Überlieferung» möchte diese Sammlung eine Lücke schließen, um dem «weitgehend informellen Charakter der Entscheidungsprozesse» (S. 7) in dem sonst durchstrukturierten System gerecht zu werden und dabei auch Akteur_innen abseits der erhaltenen Schriften zu identifizieren – auch wenn hier v. a. jene zur Sprache kommen, die bauen durften. Die Interviews zeichnen sich zum Teil durch intime Gesprächssituationen aus – manchmal kamen die Studierenden zu den Interviewten nach Hause und erhielten «unterstützt durch Kaffee und Kekse» (S. 11) eine persönliche Sicht auf die Dinge: Anekdoten wie Autobiografisches, unterfüttert von städtebaulichen Details, Fotos und Papierarchitekturen. Am Beispiel des Dorotheenplatzes, einer zerbombten Barockanlage der Leipziger Westvorstadt, erschließen sich damit nicht nur die Abwandlungen der hochskalierten Planungsvorgaben und Losgrößen der Plattenwerke, sondern auch Kontinuitäten und Brüche in den Sichtweisen der Planenden. Mitte der 1980er Jahre kam es zum vermehrten Ausbau der Innenstadt, so der interviewte Dietmar Fischer, einer der ehemaligen «Chefarchitekten» (S. 77), der selbst wegen der Zuteilung eines Neubaus mit der Familie einst nach Leipzig kam (S. 67):

Der Verfall war überall. Nicht nur in den Vorstädten mit ihren einfacheren Bebauungen, sondern auch in den gutbürgerlichen Wohngebieten wie dem Waldstraßengebiet. Viele Menschen brauchten einfach ein Dach über dem Kopf, ein Dach, das funktioniert und trocken ist. Erst dann kann ich mit ihnen darüber reden, wie es rundherum aussieht. (S. 75)

Das klar strukturierte Buch wird in derartigen Erklärungen nicht geschwätzig oder rührselig, sondern arbeitet Differenzen und Kontroversen unter den Befragten heraus. Man lernt, dass nicht allein Komplettabriss und Neubau verhandelt wurden und dass überhaupt sehr kritisch und früh, d. h. lange vor der «Wende», über das eigene Erbe diskutiert wurde. Die Gründerzeitbauten galt es nebst Lückenbebauungen mit den vorhandenen Mitteln zu retten, obgleich es mitunter an ausgebildeten Handwerker_innen fehlte:

Das nannten wir Reproduktionsrechnung. [...] Es ging um den Erhalt der Stadt. Fest stand, dass der Plattenbau schon nützlich sein kann, wenn er innen eingesetzt wird. Am besten wäre es gewesen, die Menschen umzuschulen und die alten Häuser instand zu setzen. Aber derjenige, der die Platte montierte, konnte das eben nicht. (S. 76)

Entschiedene Gegenstimmen zu denen der Chefplaner_innen und Baukombinate, wie die von Angela Wandelt von der Initiative Leipziger Architekten, kommen am Ende zu Wort. Unter dem Einfluss international aufgestellter Bibliotheken wie jener der Weimarer Hochschule für Architektur und Bauwesen⁹ habe man sich manch andere Perspektive vorstellen können: «Natürlich wurden dort [innenstädtisch] viele Lücken geschlossen,

aber erst musste man größere schaffen, damit die Plattenbauten dort Platz fanden. [...] Die Alternative wäre gewesen, sich von dem starren Baukastensystem zu lösen.» (S. 222) Solche Verhandlungen bieten sich an, um – nicht zuletzt anhand von grauen Literaturen, wie etwa Leitfäden und Katalogen des Instituts für Wohnungs- und Gesellschaftsbau der Bauakademie –, Techniken wie Technologien zu reflektieren, mit denen die Wohnriege gebaut, genutzt und gewartet wurden.¹⁰

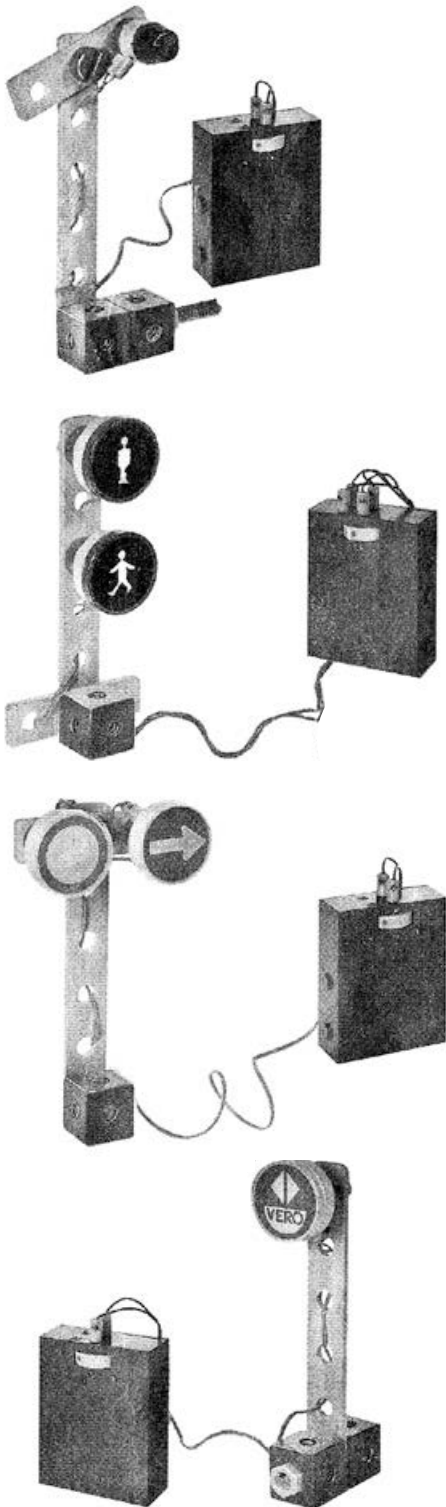
Ost, Mitte und West sind sich, verengt man den Blick auf Massenwohnungsbau der 1950er oder Großsiedlungen der 1970er Jahre, näher als gedacht. Nur gilt ebenfalls, dass in der DDR flächenmäßig auf die Plattenbauweise gesetzt und dadurch ein viel höherer Bevölkerungsanteil in den entsprechenden Siedlungen sozialisiert wurde als in der BRD.¹¹ Wie und warum sie in Zeiten von starker Abwanderung, Teilabrissen, aber auch Nachverdichtungen bestehen konnten, zeigt der Sammelband *Transformative Partizipation. Strategien für den Siedlungsbau der Nachkriegsmoderne*. Die retrospektive Sicht der Planenden wird mit jener von Historiker_innen, Künstler_innen und Bewohner_innen kontrastiert. Liest man die beiden letztgenannten Bücher parallel, ergibt sich ein breites Spektrum an Zugriffen und Schreibweisen: Betroffenheit und Ermächtigung, Hoffnung und enttäuschte Erwartung. Was tun mit den vorgefertigten Rastern und Ideen, wenn die Tabula rasa einmal bebaut ist? Der Band *Transformative Partizipation* behandelt unterschiedliche Siedlungen, ihre gesetzten wie gewachsenen Strukturen. Mit Reiterin auf Pferd vor Plattenkulisse auf dem Cover sammelt er gut recherchierte historische Fallstudien (u.a. Berlin, Darmstadt, Leipzig, München, Graz) und künstlerische Interventionsberichte. Einen abwägenden Einstieg liefert Nina Gribat mit ihrer Analyse recht früher Reformationsprozesse des Märkischen Viertels, in dem sie die enttäuschten und überzogenen, zum Teil chauvinistischen und einseitigen «Beteiligungserwartungen» (S. 17) verschiedener Gruppen unterstreicht:



Für die Bewohner*innen war das Engagement in der Stadtteilarbeit eine Gratwanderung zwischen dem marxistischen Jargon und dem teils überbordenden Ego der [aktionistischen] Studierenden, dem Streben nach der Verbesserung der eigenen Lebensverhältnisse und der Selbstermächtigung. Zudem erforderte es eine große Beharrlichkeit nahe der Selbstausbeutung. (S. 16)

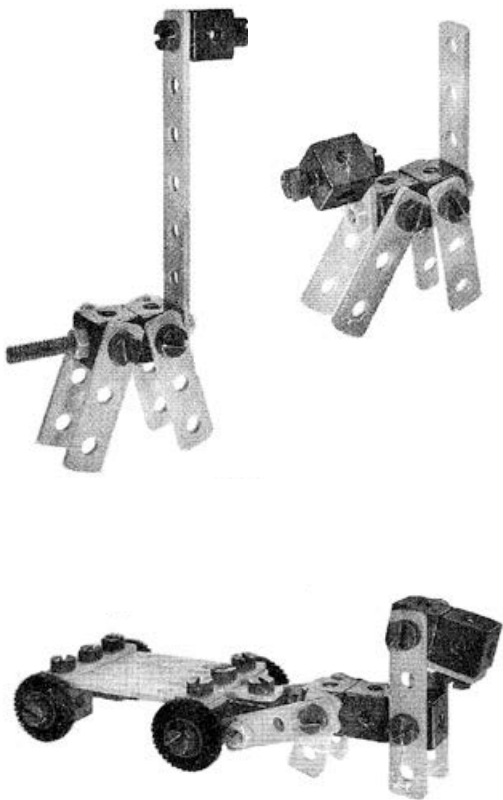
An verschiedenen Orten der Nachkriegszeit werden die Grenzen der Partizipation aufgezeigt, nicht zuletzt schon durch die Grundrisse, wie u.a. Andrea Jany am Beispiel Graz betont. Hervor sticht zudem die von Sigrun Kabisch nachgezeichnete soziologische Intervall-Langzeitstudie Leipzig-Grünau, die seit 1979 Einflussmöglichkeiten und «Wohnzufriedenheit» abfragte (S. 78). Den Beiträgen gelingt es, nicht nur Interventionspotenziale aufzuzeigen, sondern Entwurf und Wirklichkeit nebeneinander zu halten. Sie eröffnen damit einen Bereich, der nicht selten von Improvisation und Reparatur zusammengehalten wird.

Diesen Übergangsräumen widmet sich das *Garagenmanifest*, dessen Titel zuerst verwundet. Eindrucksvoller ist die fußläufige Annäherung an diese Medienökologien der Nachbarschaft. Mit dem kleinformatigen Band geht es buchstäblich vor die Tür und zwischen die Häuser. Hervorgegangen aus einem Seminar an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus-Senftenberg nimmt die Publikation den randständigen Topos der Garage auf. Dabei wurden die Orte nicht nur besucht, es wurde intensiv in Archiven geforscht und Anwohner_innen wurden befragt, um so die «soziokulturelle Bedeutung» der Garagen zu erschließen, was die Verfasser_innen mit einer Kritik an den statischen «Grenzen einer autoritären Denkmalpflegepraxis» verbinden (S. 9). Begleitet von einigen Gemeinplätzen, so etwa über die «männerdominierte Autokultur» (S. 25), liegt der Fokus auf den Garagenkomplexen als Inbegriff von



«Selbsthilfe und Eigenbaupraxis» in der DDR (S. 21).¹² Auch in diesem Buch ist Bewahren Programm. Waren es dort die alternden Zeitzeug_innen, sind es hier die letzten Zeugnisse informeller Baukultur, die es angesichts des Endes des Schuldrechtsanpassungsgesetzes über die Nutzungs- und Besitzverhältnisse zu bewahren gilt. Der Band überzeugt, wo er Material- und Archivfunde präsentiert und (vermeintlich) anonymen Architekturen hinterherspürt. Ein wenig schief liegt das Kapitel «Making Heritage», in dem man das eigentliche Manifest erkennen mag. Fraglich bleibt, ob es diesen Zusatz wirklich braucht. Sind die angeführte Reihe großer Namen (Alberti, Riegl, Koolhaas ...) und der weit aufgespannte Kontext von CIAM (Congrès Internationaux d'Architecture Moderne) nötig, um das Besondere der DDR-Garagenkultur zu markieren? Eine Einordnung in die für sich schon schwierige Ostmoderne-Forschung wäre hilfreicher gewesen, wie sie in den letzten Sätzen aufscheint und doch wieder auf die internationale Bühne flieht.¹³ Eine Begründung aus dem Material heraus wäre nachvollziehbarer gewesen: Garagenanlagen als kollektive Produkte, für die Vereine und Bewohner_innen verantwortlich zeichnen, geduldete Schwarzbauten und variantenreiche Typenbauten (Dresden, Knappenrode u. a.). Garage bedeutet, das unterstreichen die Beiträge, nicht nur geschützter Parkplatz, sondern Anlagen von Materialvorräten. Sie ist Ort des Versammelns sowie Zurückziehens von Familie und/oder Staat: «Rund um die Garagen herrscht eine rege Reparaturkultur, die ihren Erhalt sichert.» (S. 16) Die Stärke des Buches liegt nach dem einleitenden historischen Aufzug in den verdichteten Miniaturen. Dabei hätte man sich gelegentlich den ausführlichen Abdruck der zitierten Archivfunde (wie etwa S. 13, 27) gewünscht, gerade wenn von nicht realisierten Planungen (S. 143), Bauanträgen (S. 107) oder gar besonderen Typenentwürfen die Rede ist (S. 83). Mit dem mutmaßlichen Manifest hingegen werden Teile der eigentlichen Historiografie überschrieben, das Erbe, um das es geht, überformt. Diesen Punkt macht die Publikation selbst. Die Autor_innen kritisieren die «kunsthistorisch-wissenschaftliche Interpretationsmacht» (S. 159), eine starre Konservierungslogik, plädieren mit Dolores Hayden für das Kleine, Namenlose und Alltägliche (S. 165) und stellen zugleich fest, Denkmalpflege beginne mit dem Auswählen und Aufzeichnen, werde also von kuratorischen Aspekten begleitet.¹⁴ Forschungsdesiderat bleibt

indessen eine architekturhistorische Aufarbeitung der mehr oder minder anonymen Geschichte der Typenbauten. Dabei lohnt die Lektüre des Bands allemal, denn er erreicht, was er verspricht: die Würdigung der Garage als «eigenständige architektonische Typologie» (S. 28). Nicht zuletzt können die Lektürehinweise dazu dienen, das Feld weiter zu erschließen und gleichermaßen gelungene Seminare zu gestalten.



1 Im Mai und Juni 2022 fand hier treffenderweise die Fotoausstellung WBS 70 von Fabian Heublein statt, die das Leben vor den Bauten beleuchtete.

2 Vgl. hierzu das großformatige Buch zum gleichnamigen Festival, u. a. mit Bildern von Harald Kirschner, von Juliane Richter, Tanja Scheffler, Hannah Sieben (Hg.): RASTER BETON – Vom Leben in Großwohnsiedlungen zwischen Kunst und Platte – Leipzig-Grünau im internationalen Vergleich, Weimar 2017.

3 Die WBS 70 wurde 1969 von der Bauakademie der DDR sowie der TU Dresden entwickelt und ging nach einem Versuchsbaubau des Wohnungsbaukombinats Neubrandenburg ab 1972/73 in Serie. Es wurden etwa 42 Prozent von 1,52 Millionen Wohnungen in dieser Plattenbauweise errichtet, vgl. Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau: *Leitfaden für die Instandsetzung und Modernisierung von Wohngebäuden in der Plattenbauweise (Wohnungsbauserie 70 – WBS70 6,3 t)*, Berlin 1997, 3.

4 Polen orientierte sich nicht nur am Massenwohnungsbau Frankreichs, sondern auch an der (westlichen) ISO (Internationale Organisation für Normung), während die DDR den eigenen TGL (Technische Normen, Gütevorschriften und Lieferbedingungen) folgte, zudem waren die «Grundraster» (30 x 30 cm bei der polnischen W 70, 1,20 x 1,20 m bei der WBS 70 in der DDR) verschieden (vgl. WBS 70, 38).

5 Mehr zur Baukonstruktionsgeschichte der einzelnen Typenreihen und Experimentalbauten sowie Beteiligung der Denkmalpflege in dem minutiös recherchierten Band *Moderne Architektur der DDR. Gestaltung, Konstruktion, Denkmalpflege*, hg. v. Roman Hillmann, Leipzig 2020. Ebenso hilfreich ist das aktuelle zweibändige Nachschlagewerk *Vom Seriellen Plattenbau zur komplexen Großsiedlung. Industrieller Wohnungsbau in der DDR, 1953–1990*, hg. v. Philipp Meuser, Berlin 2022, insbesondere die abgedruckten Produktions- und Baustellenfotos zur Wohnungsbauserie 70, S. 249 ff. Grundlegend vgl.

Christine Hannemann: *Die Platte. Industrialisierter Wohnungsbau in der DDR*, Wiesbaden 1996.

6 Zum Fotostudium an der HGB Leipzig vgl. Agneta Jileks Dissertation *Arbeit im Bild. Die Repräsentation von Arbeit in der staatlich geförderten Autorenfotografie der 1980er Jahre in der DDR*, Berlin 2020. Siehe hierzu auch den Film *Platte mit Aussicht: Über das Neubaugebiet Dresden-Gorbitz*, Regie: Uta Hergert und Marcel Raabe, Deutschland 2005/06, 80 min.

7 Steffen Mau: *Lütten Klein. Leben in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft*, Frankfurt/M. 2020, 40, im Orig. kursiv.

8 Ebd., 37.

9 Vgl. Frederike Lausch: *Architektenausbildung in Weimar: 29 Lebensläufe zwischen DDR und BRD (Forschungen zum baukulturellen Erbe der DDR No. 4)*, Weimar 2015.

10 Vgl. hierzu das ZfM-Schwerpunktheft *Medien/Architekturen* (1/2015), [dx.doi.org/10.25969/mediarep/1362](https://doi.org/10.25969/mediarep/1362).

11 Wovon u. a. auch Steffen Mau autobiografisch untermalte Studie Lütten Klein erzählt: «Niemand hatte der DDR eine Ewigkeitsgarantie gegeben, aber alle hatten sich über vierzig Jahre an ihre Existenz gewöhnt.» Mau: Lütten Klein, 113.

12 Stellvertretend für die zahlreichen Arbeiten über die Kulturtechniken des Reparierens kann hier hingewiesen werden auf das Heft *ilinx. Berliner Beiträge zur Kulturwissenschaft*, Nr. 4: *Workarounds. Praktiken des Umwegs*.

13 Vgl. hierzu Mark Escherich, Hans-Rudolf Meier: *Denkmale in der DDR – Denkmale der DDR*, in: Roman Hillmann (Hg.): *Moderne Architektur der DDR. Gestaltung, Konstruktion, Denkmalpflege*, Leipzig 2020, 142–154.

14 Casper und Rellensmann schreiben: «Der Auswahlprozess von Denkmälern wird bei aller Wissenschaftlichkeit immer auch von der persönlichen Zuschreibung bestimmter Werte getrieben – individuell, subjektiv, letztendlich abhängig von verschiedenen kulturellen und gesellschaftlichen Prägungen.» (*Garagenmanifest*, 167 f.)